

VII

Zeit ist von Ursprung und Wesen her *du*-gerichtet, ist letztlich nicht da für ein Ding, eine Maschine oder ein anderes Objekt. So erlebt sie das Kind, dem die Daseinsordnung noch nicht verstellt ist, so erleben sie Liebende. Ihre Zeit ist bestimmt vom Erwarten, Kommen, Dasein, Fortgehen, Ausbleiben und Wiedereintreffen eines *Du*.

Das Evangelium sagt uns: das ist die Weise, wie Gott Zeit gemeint hat, und warum er uns Zeit schenkt. „Ihr sollt Knechten gleichen, die mit gegürteten Lenden und brennenden Lampen auf ihren Herrn warten, der von der Hochzeit zurückkommt . . .“ Lk 12, 35. – „Das Himmelreich ist zehn Jungfrauen gleich, die ihre Lampen entgegennahmen und auszogen dem Bräutigam entgegen . . .“ Mt 25, 1 ff. – „Der Siegeskranz der Gerechtigkeit ist denen hinterlegt, die seine Wiederkunft liebend herbeisehnen“ 2 Tim 4, 8.

Am Ende wird das ewige Leben ein Siegeskranz sein. Warum? Weil Zeit den in der Zeit zu bestehenden Kampf gegen die ins Nur-Endliche und Verwesende hinein verführenden Mächte des Bösen enthält und den Sieg im Glauben an den für uns gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, dem wir unser ewiges Leben verdanken, da er uns seine ganze Zeit schenkte.

„Liebe — und man wäre erlöst“

Hinführung zu einem Gedicht von Georg Trakl

Gerhard Glaser, Tübingen

Am 26. Mai 1913 schrieb Georg Trakl am Ende eines Briefes an seinen helfenden, väterlichen Freund Ludwig von Ficker: „Gott, nur einen kleinen Funken reiner Freude – und man wäre gerettet; Liebe – und man wäre erlöst.“¹

¹ Es wird zitiert nach der Ausgabe: *Georg Trakl, Dichtungen und Briefe*, Salzburg 1974. Das Briefzitat steht Seite 301; im Folgenden werden nur noch die Seitenzahlen in Klammern beigelegt. Die große *Historisch-Kritische Ausgabe* von 1969 wird unter HKA zitiert. Zur Datierung vgl. HKA Bd. 2, 398.

Einige Wochen zuvor, genauer zwischen dem 8. Februar und dem 1. April 1913 entstand in Salzburg sein Gedicht:

An Mauern hin

Es geht ein alter Weg entlang
An wilden Gärten und einsamen Mauern.
Tausendjährige Eiben schauern
Im steigenden fallenden Windgesang.

Die Falter tanzen, als stürben sie bald,
Mein Blick trinkt weinend die Schatten und Lichter.
Ferne schweben Frauengesichter
Geisterhaft ins Blau gemalt.

Ein Lächeln zittert im Sonnenschein,
Indes ich langsam weiterschreite;
Unendliche Liebe gibt das Geleite.
Leise ergrünt das harte Gestein.

Dieses schöne Gedicht hat Georg Trakl wohl als ganzes ohne entscheidende Varianten und Neuansätze niedergeschrieben.

Das Gedicht entstand, überblickt man heute den äußeren und inneren Werdegang des Dichters, in einer Zeit relativer Ruhe und gehört weder zu den frühen, noch zu den beschwerlich begehbaren, ganz späten Gedichten Trakls. Es bewahrt einen klaren Aufbau: Strophen, Reim und Metrik sind ohne jede Schwierigkeit. Das gelassene Fortschreiten der Verse, der Ton dieses Gedichtes gibt beim Lesen einen heiteren Blick frei, der in vielen anderen Trakl-Gedichten scheinbar nicht da ist.

Dennoch beruht dieses Gedicht nicht in sich selbst, sondern bewegt sich. Die äußere Betrachtung nimmt eine Vielzahl solcher Bewegungen wahr. Die Regelmäßigkeit von je vier Hebungen in einer Zeile wird durch unregelmäßigen Senkungen (nur die Zeilen 2 und 6 zählen gleichviel)² gebrochen. Die Ruhe des Tons wird in den Gegensätzen der Worte innerhalb der Zeilen und Strophen (so z. B. Vers 4 steigen fallen; Vers 5 tanzen sterben; Vers 6 Schatten Lichter; Vers 12 ergrünen Gestein) fast aufgehoben. Die einzelnen Strophen gehen ineinander über: die erste verläuft und singt ruhig und gleichsam wie vergangen; die zweite umzeichnet und malt Grund-Bewegungen; die dritte formt und vollbringt ein langsames Weiterschreiten. Der Weg im Gedicht wird äußerlich auch von der Anordnung

² Auch diese Gleichheit könnte fehlen, wenn der Vers 6 nach den Varianten (HKA Bd. 2, 398) so lauten würde: „Der Blick trinkt weinend Schatten und Lichter“; der Wegfall des „Mein“ und des bestimmten Artikels „die“ ist auch vom Gedicht her zu rechtfertigen.

der Satzzeichen gekennzeichnet. Gegensätze und Beziehungen halten die einzelnen Zeilen und Strophen auseinander und zugleich zusammen. Das Thema der Bewegung (Vers 1 Weg; Vers 4 steigen fallen; Vers 5 tanzen; Vers 7 schweben; Vers 10 weiterschreiten), die Hinweise auf die Zeit (Vers 1 alter Weg; Vers 3 tausendjährig; Vers 5 bald u. a.) und einige Wiederholungen (so z. B. Vers 2 Mauern und Vers 12 Gestein) spannen das Gedicht in einen großen Bogen, der seinen Grundton nie verliert.

Ludwig Wittgenstein soll über Trakls Gedichte gesagt haben: „Ich verstehe sie nicht; aber ihr Ton beglückt mich. Es ist der Ton der wahrhaft genialen Menschen“³; entscheidend an dieser Äußerung ist im Hinblick auf das Gedicht Trakls nicht der Verweis auf seine Genialität, sondern auf den Ton. Der Ton gehört zur Darstellung eines Gedichtes, wenn das Gedicht, mit lauter Stimme vorgetragen, sich selbst ausspricht. Der Ton eines Gedichtes ist sein ihm eigener Rhythmus. Es ist jene Bewegung, in welcher ein Gedicht sich entfalten und darstellen kann. Nur wenn der Leser in diesen Rhythmus gelangt und den Ton vernimmt, entgeht er jenen Fragen, die so oft gerade an Georg Trakl gestellt werden, dann zwar zu Büchern, nicht jedoch zum befreienden Hören des Gedichtes führen: Wer war Georg Trakl als Person?, war er wahnsinnig?, war er (noch) ein Christ?, sind seine Gedichte ein Fortschritt in der Entwicklung der Lyrik?⁴

Deshalb ist eine Auslegung des Gedichtes niemals nur die Verdeutlichung der schwer verstehbaren Strophen, Sätze und Wörter. Will sie nicht aus dem Gedicht hinwegführen, muß sie vor allem einführen und in den Ton einstimmen. Dieses schöne, ruhige Gedicht Trakls ist in verschiedenen Tonlagen gesetzt, es ist gebaut. Soll der Leser sich wohl, gar „beglückt“ fühlen, so bedarf er der Erfahrung des Raumes – das Gedicht geht seinem eigenen Ton-Raum entgegen – und eines Gehens.

Wohin ist das Gedicht Trakls unterwegs? Das Gedicht „An Mauern hin“ beschreibt diesen Weg, und der erste Vers eröffnet ihn: „Es geht ein alter Weg entlang.“ Das ist die Szene und der Schauplatz, mit dem das Gedicht selbst beginnt. Wer begeht diesen Weg, wenn der Weg selbst leitet? Das Thema des Unterwegsseins ist eine Grundaussage der Dichtung Trakls. Trakl selbst hat diese Wanderschaft derart auf sich genommen, daß die einzelnen Stationen und Begebenheiten seines Lebens nur von hierher Deutung und Erklärung finden können. Sein zweifaches Ende: Das Elend und die Qualen des Kriegsgeschehens an der galizischen Front im Jahre

³ Vgl. Christa Saas, *Georg Trakl* (Sammlung Metzler 124), Stuttgart, 1974, 52.

⁴ An Literatur sei hingewiesen auf: O. Basil, *Trakl* (Rowohlts Monographien 106) 1965; W. Killy, *Über Georg Trakl*, Göttingen ³1967; E. Lachmann, *Kreuz und Abend*, Salzburg 1954; H. Wetzel, *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls*, Salzburg 1971; *Georg Trakl, Text und Kritik* (4/4a), München 1973.

1914 und zugleich der über Jahre hinweg gesteigerte Gebrauch von Rauschgiften (Trakl starb an einer Überdosis Kokain am 3. 11. 1914) halten sich die Waage, die zum Tod sinkt.

Von der persönlichen Not Trakls weiß dieses Gedicht zunächst wenig. Der alte Weg – woher kommt er und wohin geht er? – verläuft an Gärten (die menschliche Kultivierung der Erde) und an Mauern (die Mauer als wohltuende Grenze und zugleich Hinweis auf das Haus des Menschen). Aber die Strophe malt kein romantisches Bild, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint⁵. In diesen Jahren kann Trakl den schrecklichen Zustand der Welt nicht mehr verklären: die Gärten sind wild und verwildert; die Mauern sind einsam und unbewohnbar. Der Weg führt nicht mehr in Garten und Haus hinein (vgl. das Gedicht „Ein Winterabend“, 57), sondern vorbei. Das lang dauernde Wachstum der Natur (die tausendjährigen Eiben) und der im Ausgleich von Hebung und Senkung tönende, steigend und fallend andere Wind-Gesang sind letzte und ursprungshafte Zeichen des menschlichen Vollbringens. Das bei Trakl einmalige Wort „Windgesang“ meint den Ton und die Dichtkunst – gegen und angesichts der „wilden Gärten“ und „einsamen Mauern“. Werden und Vergehen, „Offenbarung und Untergang“ werden von uns Menschen oftmals zu einseitig unterschieden. Das Leben der Natur enthält beides zugleich: die Falter tanzen, wenn das baldige Sterben erscheint. Tanzen und Sterben, „Schatten und Lichter“ (ebenfalls als ganzer ein einmaliger Ausdruck) verdeutlichen diese Gabelung auch des menschlichen Lebens: „Ich bin immer traurig, wenn ich glücklich bin“ (Brief vom Oktober 1908, 262).

Plötzlich und unvorhergesehen beginnt der Vers 6 mit dem Wort „Mein“. Auf welche Person wird hier verwiesen? Ist es Trakl?, ist es der Leser?, ist es ein Spaziergänger im Frühling? Wenn Trakl statt „der Blick“ in der endgültigen Fassung „mein Blick“ (vgl. HKA Bd. 2, 398) schreibt, dann bewahrt er den Leser vor der Vorstellung einer Eshaftigkeit des Sehens. „Mein Blick“ – das ist der Blick des wandernden Menschen; und es ist dennoch nicht der bestimmte und bestimmende Blick einer genau umzeichneten Person. Dieser Blick trinkt. Ein Hinweis auf die Synästhesie (d. i.: Vermischung verschiedenartiger Sinnempfindungen. G. v. Wilpert) verstellt nur das Gemeinte. Der Blick weint also, wenn das schauende Trinken ein Weinen ist. Nur der trinkende, fließende Blick und das weinende Auge können die Welt auf- und in sich einnehmen, denn die Welt erscheint nur im Zwielflicht der Schatten und Lichter. Das trinkende Sehen allein sieht deutlich. Ist das dichterische Trunkenheit? Oder ist das Wahnsinn?

⁵ Man vergleiche dazu den Aufsatz *Poetisches Bild als historisches Abbild* von A. Doppler in seinem Sammelband *Wirklichkeit im Spiegel der Sprache*, Wien 1975, 100–132.

Trakl schreibt einmal an Erhard Buschbeck (im November 1912 (281)) zu seinem Gedicht „Trompeten“: „Die letzte Zeile ist eine Kritik des Wahnsinns, der sich selbst übertönt.“ Trakl selbst ist nicht in unserem modernen Sinn geisteskrank gewesen. Um dies zu sehen, braucht man nur die letzten Briefe und die darin angegebenen Korrekturen für seine Gedichte zu lesen. Trakls Gedicht ist eine Begrenzung des Wahnsinns, sobald dieser nur Verrücktheit und Krankheit meint. Weil das Gedicht tönt, deshalb ist es selbst die Abgrenzung gegen jedes Sichübertönen oder gegen eine absolute Selbst-Steigerung (und das wäre Wahnsinn!). Das weinende Trinken der Welt ist freilich trunken angesichts einer angeblich nüchternen Theorie der Wirklichkeit. Ein weinender Blick sieht die Schatten und Lichter dort, wo unsere übliche, nüchterne Sicht nur Helligkeit sehen will und das Dunkel ausschließt.

Der Wanderer sucht im Zwielficht ein Du, das ihn auf seinem Weg begleiten kann. Es sind Frauengesichter. Auch dies ist ein bei Trakl einmaliges Wort. Es kommt alles darauf an, die Doppelgestaltigkeit der Gesichter wahrzunehmen. Das Schweben ist kein loses Schwanken im luftleeren Raum (der Theorie), sondern die genaue Nähe einer in den Gesichtern der Frauen zum vielleicht ansprechbaren Du gestalteten Ferne. Es sind gewissermaßen Ikonen, die geisterhaft: unwirklich und zugleich geistlich in ein Blau, in die Ferne, gemalt sind. Während die erste Strophe mit dem Hinweis auf den „Windgesang“ endet, steht hier das Wort „gemalt“. Stehen sie zufällig dort oder nennen sie jeweils die Kunst? Gehört hierher auch das „Gestein“ (Vers 12), das zur Skulptur und Plastik hin seine geschlossene Härte verläßt und „ergrünt“?

„Ein Lächeln“ –, das „zittert“. Beides gehört zusammen. In den wenigen Varianten zu diesem Gedicht heißt es statt „ein Lächeln“ „ihr Lächeln“; es bezieht sich also zurück auf die Frauengesichter. Diese Rücknahme des Persönlichen (man vergleiche auch die gegenläufige Abwandlung von „der Blick“ zu „mein Blick“) im Gedicht Trakls ist sein Versuch, „der Wahrheit zu geben, was der Wahrheit ist“ (Brief an Erhard Buschbeck vom Spätherbst 1911, 211). Trakl geht es nicht um irgendwelche persönliche Erlebnisse beim nachmittäglichen Spaziergang im beginnenden Frühling, sondern um die Wahrheit; um die Wahrheit angesichts einer in die Unwahrheit zerfallenden Welt der wilden Gärten und der einsamen Mauern. Freilich auch hier keine Kopf-Wahrheit, sondern die Wahrheit des Lächelns. Und obschon das Lächeln im Sonnenschein und im Licht erscheint, zittert es. Dieses flimmernde Zittern ist das Scheinen der Wahrheit in einer unwahren Welt. Auch gegen die dunkle Zeit-Angst muß das Lächeln der fernen Nähe entgegenschienen. Aber es hilft nur wenig auf diesem Weg. Der wandernde Mensch bleibt allein und einsam. Die Einsam-

keit im Gedicht Trakls darf nicht vergessen werden. Das Zwielficht der Schatten und Lichter bleibt Zwielficht. Die Frauengesichter bleiben fern und gemalt. Das Lächeln zittert.

Das harte „indes“ (Vers 10) weiß um die Not des Wanderns. Das Unterwegssein wird noch einmal thematisiert: „indes ich langsam weiterschreite“ (Vers 10). Auch das Wort „weiterschreiten“ ist einmalig bei Trakl – und doch kennzeichnet es die Grundbewegung seines Gedichtes am besten. Wohin geht der Wanderer? Das Weiterschreiten (gar: das Transzendieren) ist keine Übersteigerung eines „ich“, das nur sein Ich groß schreibt und titanisch die Angst bewältigt. Das „ich“ in Trakls Gedicht, auch in diesem Vers, bleibt unbetont. Geht der Weg in die ichlose Abgeschiedenheit?⁶ Grammatikalisch endet dieser Satz noch nicht; es steht kein Punkt, aber er geht auch nicht einfach auf der gleichen Ebene weiter. Der Strichpunkt betont die Bewegung. Das erste Wort des nächsten Verses gibt die Richtung des Weges an: ins „Unendliche“ (Vers 11). Wer das Gedicht hört – und nicht nur sich selbst vorliest –, der hört zunächst das Wort „Unendliche“. Ist dies der Ort der Abgeschiedenheit?

Ist die „unendliche Liebe“ das Ziel, woraufhin das Weiterschreiten unterwegs ist, dann wendet sich hier (Vers 11) der Gang des Schreitens. Unendliche Liebe – „Liebe, und man wäre erlöst“ (301) – ist die erlösende Nähe, die schon immer das Wandern begleitet. Ja, vielleicht ist es sogar so, daß der Mensch nur dann nicht irrend an Mauern entlang taumelt – ein „Blindgänger“ – wenn dieses nähernde Geleit ihn begleitet. Es ist die nächste Nähe beim Wandern in dieser Zeit, weil es die Nähe der Liebe ist. „Unendlich“ besagt hier nicht: ferne Liebe – kann unendliche Liebe fern sein? –; die eigentümliche Spannung zwischen der unendlichen Liebe und dem nahen Geleite kommt dort zum guten Austrag, wo der Mensch weiterstreitet. Im Gegengang öffnet sich nur der „Weg der Fremde“ (147), an dem kein Geleit mehr möglich ist:

Mich deucht, wir fragen nicht lange mehr,
Und niemand wird uns zur Nacht geleiten. (147)

Der Weg wird zum „Weg der Fremde“, weil niemand mehr da ist, und weil die unendliche Liebe fehlt.

Erst jetzt ist ein Wort zu Trakls Verhältnis zum Glauben⁷ möglich. Zu-

⁶ Die Abgeschiedenheit ist „ich-los“, weil sie jedes feste und alles festsetzende Ich losläßt und so die Welt dem wandernden Menschen versammelt. „Zur Abgeschiedenheit gehört die Frühe der stilleren Kindheit, gehört die blaue Nacht, gehören die nächtigen Pfade des Fremdlings, gehört der nächtliche Flügelschlag der Seele, gehört die Dämmerung als Ton zum Untergang“ (M. Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, 1971, 58).

⁷ Zur ersten Orientierung vergleiche man E. Lachmann a. a. O. passim und 23: „Trakl ist Christ gewesen und seine Dichtung ist die einer verhüllten Christlichkeit“; O. Basil

erst im Blick auf den Leser dieser Gedichte. Man vergleiche einmal das Gedicht „An Mauern hin“ mit dem Psalm 23 oder mit dem Vers 10 des Psalmes 143: „Der Herr ist mein Hirt . . . Er leitet mich auf rechtem Pfad.“ „Du bist mein Gott, dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn.“ Ist das nicht die gleiche Erfahrung des Weges? Trakl selbst hat neben dem Prediger und der Apokalypse gerade auch die Psalmen⁸ gelesen.

Zum anderen ist doch gerade der dichterische Hinweis auf die unendliche Liebe auch einer auf den Glauben. Denn wo sonst kann – in Wahrheit – unendliche Liebe frei erfahren werden?

Aber, wo ist Gott? Ist Gott wirklich (im Gedicht Trakls) ein „doppelt verborgener, doppelt schweigender Gott“⁹, weil er einerseits als Gott des Geheimnisses und andererseits des Unglaubens in unserer Zeit verborgen ist? Diese Fragen führen an den Rand des Weges, den das Gedicht „An Mauern hin“ beschreitet. Es soll deshalb hingewiesen werden auf ein anderes Gedicht: „Ein Winterabend“, und zwar gerade auf dieses, weil die Antworthaltung an den beiden Fassungen deutlich werden kann. Während die erste Fassung (211) überdeutlich von den „Engeln“, vom „heiligen Schmerz“ und von „Gottes Brot und Wein“ spricht, entfallen in der endgültigen zweiten Fassung (57) diese ausdrücklichen Hinweise; dort lautet die letzte Strophe:

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

Die inneren Bindungen zu dem Gedicht „An Mauern hin“ brauchen hier nicht aufgezählt zu werden; sie sind hörbar. Die Frage ist also: warum hat Trakl die Hinweise auf die Engel, auf den heiligen Schmerz und auf Gott weggelassen? Sie ist gleichbedeutend mit der Frage: warum spricht Trakl im Gedicht „An Mauern hin“ (Vers 11) das Wort „Gott“ nicht aus?

Weil der Dichter als geistlicher Dichter („ich fühle mich fast schon jenseits der Welt“, 324) aus der nächsten Nähe Gottes beim Menschen spricht, deswegen nennt er das Wort „Gott“ nicht mehr. Weil der Wanderer im Geleit der unendlichen Liebe – „wahrlich, ich werde immer bei euch sein“

a. a. O., 135: „Gott schweigt in der Trakl-Welt. Und es schweigen auch seine Boten, die Engel. Eine Welt, der Gott sich entzogen hat, läßt – in theologischer Sicht – den Menschen allein“; *M. Heidegger* a. a. O. 75 f.: „Ob Trakls Dichtung, inwieweit sie und in welchem Sinne sie christlich spricht, auf welche Art der Dichter ‚Christ‘ war, was hier und überhaupt ‚christlich‘ . . . meint, dies alles schließt wesentliche Fragen ein. . . . Warum ruft der Dichter hier, in der äußersten Not seines letzten Sagens nicht Gott an und Christus, wenn er ein so unterschiedener Christ ist?“.

⁸ Dazu vgl. *Chr. Saas*, a. a. O. 65.

⁹ W. Killy, *Wandlungen des lyrischen Bildes*, Göttingen 1967, 127.

(28)¹⁰ – weiterschreitet, deshalb verläßt er nicht den Weg (wohin auch?), sondern bleibt beim Nächsten und wandert weiter (hier wäre ein Gelenk zur Mystik, die Trakl mindestens gekannt hat).

Gottes Verborgtheit ist hier im Geleit der unendlichen Liebe keine Ferne mehr, sondern Gottes Nähe und Einkehr in die einfache Abgeschiedenheit der Welt. Ist es nicht so, daß, wer weiterschreitet, Gottes Geleit seiner Liebe weiß und als Glückseligkeit erfährt? Das Gehen des „alten Weges“ schreitet so in den „Frühling der Seele“ (77). Das Gedicht führt in den Frühling, aus dem sich sein heiterer Grundton vernehmen läßt. Es ist der „blaue Frühling“ (217), der in der Dichtung „Passion“ aufbricht an der „dornigen Hecke“ (217) oder am „schneeigen Baum“ (217) des Kreuzes.

Genauso langsam wie das Weiterschreiten „ergrünt leise das harte Gestein“ (12). Statt der wilden Gärten und der einsamen Mauern (das „Kreuz“ unserer Zeit?) – jetzt das im Frühling ergrünende Gestein. Es heißt keineswegs, daß am Gestein sich etwas Grünes befindet und das Leblose nur überdeckt, aber nicht ändert. Nein, das harte, also in seiner Eigenheit noch betonte Gestein selbst ergrünt. Das Wort „ergrünen“ weist bei Trakl auf das Lebendige und Erhellende hin. Wenn das harte Gestein die in sich verschlossene Einsamkeit ist, dann freilich führt dieser Weg im Frühling ins Freie; nur dort erblüht und eröffnet sich das Geschlossene. Der Gang des wandernden Menschen an Mauern hin kann an den einsamen Mauern vorbeischreiten, sie ergrünen unterwegs, weil die unendliche Liebe ihn bewahrt.

Am 12. Juli 1913 (302) schreibt Georg Trakl an Ludwig von Ficker: „Wollte Gott der Gang in dieses Dunkel wäre schon angetreten.“ Und im November 1913 schreibt er an eben denselben väterlichen Freund: „Vielleicht schreiben Sie mir zwei Worte; ich weiß nicht mehr ein und aus. Es ist ein so namenloses Unglück, wenn einem die Welt entzweibricht. O mein Gott, welch ein Gericht ist über mich hereingebrochen. Sagen Sie mir, daß ich die Kraft haben muß noch zu leben und das Wahre zu tun. Sagen Sie mir, daß ich nicht irre bin. Es ist ein steinernes Dunkel hereingebrochen.“ (311)

Aber leben, das Wahre tun, nicht irre werden und „am Ende nicht unterliegen“ (313), kann der wandernde Mensch nur, wenn ihm gesagt und geschenkt wird, was Georg Trakl am 24. 8. 1914 auf ein kleines Stück Papier (nur für sich selbst?) geschrieben hat:

Gefühl in den Augenblicken totenähnlichen Seins:

Alle Menschen sind der Liebe wert. (256)

¹⁰ Hier kommen das AT und das NT („Wahrlich“!) zur Begegnung; vgl. dazu den christologischen Satz im Kaspar-Hauser-Lied (54): „Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen: O Mensch!“; das Sprechen ist hier schöpferisch.